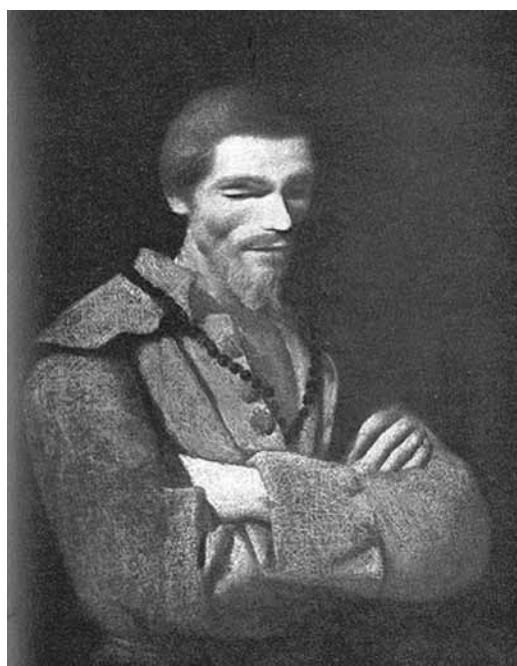




Unzumutbar für heutige Christen? Ein Porträt, Fragen und Antworten

Bettler, Pilger, Büßer – das Leben des hl. Benedikt Joseph Labre

von Ildefons M. Fux OSB



aus: Joachim Schäfer – Ökumenisches Heiligenlexikon.

Zu Anfang des Jahres 1994 starb Arturo Jelmucci, der letzte „Barbone“ auf dem St. Petersplatz in Rom. Ungezählte Pilger und Touristen haben ihn gesehen, wenn er unter den Kolonnaden Berninis auf Pappkarton sein Schläfchen hielt oder sich auf einem alten Camping-Kocher ein Ei zubereitete. Alle Versuche, aus diesem obdachlosen Stadtstreicher einen sesshaften und arbeitsamen Bürger zu machen, waren gescheitert, denn Arturo liebte seine Freiheit zu sehr, als dass er Annehmlichkeit um den Preis des Abhängigseins hätte erkaufen wollen. Er sprach selten, und niemals trank er Alkohol. An seinem Requiem nahmen zwei Kardinäle und mehrere Bischöfe teil. Und ein wenig erinnerte er an den hl. Benedikt Joseph Labre (Benoît Joseph Labre, 1748–1783).

Porträt eines Außenseiters

Es ist vorauszusehen, dass nicht alle Leser dieses Beitrags

ihre Lektüre auch zu Ende führen werden. Zu unglaublich sind die Dinge, die da zur Sprache kommen, und dies in vielfacher Hinsicht! Es mangelt an Vergleichbarem. Wie auch diesen Sonderbaren einordnen? Der „französische Heilige“ war kein Ordensgründer. Er war kein Bischof, kein Prediger, kein Märtyrer. Doch was war er dann? Er war ein Bettler und Pilger, den das Dunkel des Geheimnisses bis heute verbirgt und der auch unsere Generation provoziert. Die Kirche hat ihn ein Jahrhundert nach seinem Tod heiliggesprochen und schämt sich seiner nicht, auch wenn da mehr als nur ein einzelner Aufschrei der Entrüstung anklagt und die völlige Unzumutbarkeit für den Christen der Gegenwart festzustellen scheint. Auch die Liebe kennt ihre Torheiten, und immer wird es ihr schwerfallen, sie zu erklären. „Bringt mir einen Liebenden, und er wird verstehen, was ich meine“ (Augustinus).

Es war keineswegs auffällig, dass der am 26. März 1748 in Amettes in Nordfrankreich zur Welt Gekommene als Erstgeborener einer zahlreichen Geschwisterschar für den geistlichen Stand bestimmt wurde, zumal seine Eltern als tieffromme Leute beschrieben werden. Doch stockten bald seine Studien, da sich eine ausgeprägte Abneigung gegen die klassischen Schriftsteller wie überhaupt gegen das logische Denken als unüberwindliches Hindernis erwies. Im Zeitalter aufgeklärter Vernünftigkeit blieb denn auch sein Geist gänzlich anders strukturiert, da er sich nicht zum Priester, wohl aber zum Mönch berufen fühlte. Ein erster Versuch, Trappist zu werden, scheiterte am Widerstand der Eltern. Er dürfe höchstens in eine Kartause eintreten, so hieß es, doch die Mönche von Val-Sainte-Aldegonde wollten von ihm nichts wissen und jene von Neuville bedeuteten ihm, er sei noch zu jung und zu wenig vorgebildet. Als er dann doch aufgenommen worden war, erklärte der Prior dem Verstörten nach sechs Wochen, er sei nicht zum Kartäuser berufen, und entließ ihn wieder. Wollte Gott ihn vielleicht doch als Trappisten haben? In La Trappe wurde er aber mit dem Hinweis abgewiesen, er sei noch keine 24 Jahre alt.

Die Zisterzienserabtei Sept-Fons nahm ihn hingegen auf; Labre wurde eingekleidet und hieß nun Frater Urbanus.



Doch sein Glück währte nicht lange: Nach sechs Monaten erklärten Abt und Arzt, seine schwächliche Konstitution sei den Anforderungen des Klosterlebens nicht gewachsen. Man schickte ihn fort. Alle Eintrittsversuche waren somit kläglich gescheitert, das Desaster war vollkommen, und Benedikt Joseph stand als der Unbrauchbare da. Die lange und schmerzliche Periode des Suchens endete für ihn mit der unabweisbaren Einsicht, dass er kein Berufener war. Er hatte die ersehnte Stätte nicht gefunden; von nun an würde der auf Erden Heimatlose ein steter Pilger zur Ewigkeit sein.

Vollkommene Hingabe an den göttlichen Willen

Sein Weg führte ihn nun quer durch Europa. Unerkannt und unbeachtet, wurde er nur höchst selten als der wahrgenommen, der er in Wirklichkeit war, und so lassen sich seine Wege nur schwer rekonstruieren. Niemand hat je die Kilometer aufgelistet, die er zu Fuß auf staubiger Landstraße zurückgelegt hat. Nie bettelte er auf Vorrat. In seinem Schuldersack befand sich ein *Neues Testament*, die *Nachfolge Christi* und vier Bände des *Breviers*. So erreichte er Loreto, Einsiedeln, Paray-le-Monial, Assisi und Montecassino, aber auch Absam in Tirol, und dies nicht im vollklimatisierten Luxus-Bus unserer Tage, sondern in der „klassischen“ Fortbewegung per pedes. Die Naturschönheiten, das Bewundernswerte der Schöpfung fand er zuallererst im Schöpfer selbst, und das genügte ihm. Die isolierende Verselbständigung des Geschöpflichen war ihm ebenso fremd wie dem hl. Franziskus. Zudem war er von der Notwendigkeit, Buße zu tun, ganz durchdrungen; wir müssen später nochmals darauf zurückkommen. „Auch die Armen“, so sagte er, „müssen, wie alle anderen, ihr Fleisch kasteien und bezwingen.“

Am 31. August 1770 schrieb er in einem der wenigen Briefe an seine Eltern: „Ich habe den Weg nach Rom genommen“, und er ging diesen Weg ohne Resignation und Verbitterung, in einer noch vollkommeneren Hingabe an den göttlichen Willen. „Man muss den Willen Gottes erfüllen“; mehr wusste er auf bedrängendes Fragen nicht zu antworten. In Rom aber tauchte er in die dort niemals fehlende und so große Schar der Bettler unter. Er schlief in einer Nische des Kolosseums, wenn er sich nicht gerade auf nächtlicher Pilgerfahrt zu einer der sieben Hauptkirchen der Ewigen Stadt befand. Tagsüber fand man ihn meist in einer der Kirchen, in denen das Allerheiligste ausgesetzt war. Benedikt Joseph Labre ist einer der eucharistischen Heiligen, man nannte ihn deshalb in Rom den *poverello delle quarant'ore*, den „Armen des Vierzigstündigen Gebetes“. Da konnte man ihn vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang knien sehen, aufrecht und unbeweglich, die Augen unverwandt auf den

eucharistischen Heiland gerichtet. Längst waren seine Knie geschwollen und deformiert. So muss man ihn auch noch heute schauen, den Rosenkranz um den Hals, die Hände über der Brust gekreuzt, gleichsam in ekstatischer Starre versunken, während auf seinem Leib die Flöhe munter auf und nieder hüpfen und die Läuse sich einen Weg durch das Dickicht seiner Haare bahnten.

Buße als Lebenszweck?

Wir haben richtig gelesen, und die Wahrheit duldet keine auch noch so gut gemeinte Deutelei: Benedikt Labre hat sich nie gewaschen, er hat nie seine Lumpen gewechselt, und dementsprechend hat er gestunken. Er strotzte vor Ungeziefer, und nicht nur einmal hat ihn ein Kirchenrektor, besorgt um seine Herde, wortreich gestikulierend aus dem Gotteshaus gewiesen. Für die Gassenjungen der Stadt war er beliebte Zielscheibe des Spottes und ihrer Steinwürfe. Über die Jahrhunderte hinweg spüren auch wir diese gewaltige Provokation, die unsere zivilisatorischen Errungenschaften attackiert und unser hygienisches Bewusstsein beleidigt. Nicht jeder Schlüssel passt in jedes Schloss, und da uns die Bußgesinnung der Alten weitgehend abhanden gekommen und das Schuldbekenntnis zu Beginn der hl. Messe nicht selten zur Formel geworden ist, befinden wir uns in schier unüberwindlicher Ratlosigkeit. Wir neigen dazu, Bußgürtel, Bußhemd und Bußinstrumente aller Art der „Finsternis des Mittelalters“ zuzuordnen und über die Nachfolge Christi in den Kategorien von Wellness und Wohlfühl zu denken. Da das Wissen, als Sünder vor der Aufgabe der Wiedergutmachung zu stehen, der Verflüchtigung anheimgefallen ist, ist auch die Einsicht in die Notwendigkeit der Buße selten geworden.

Einmal gefragt, wie man zu einer großen Gottesliebe kommen könne, antwortete Benedikt Labre, man müsse dazu drei Herzen zu einem verschmelzen: „Das erste muss ganz Liebe und Zärtlichkeit für Gott sein, das zweite voll Güte zum Nächsten, das dritte aber hart in Bußgesinnung gegen sich selbst.“ Unser Heiliger hatte dieses Denken und Wollen in hohem Maße. „Er wollte niedrig und gemein in aller Augen sein, er bemühte sich, als Sünder, als Heuchler, als Müßiggänger, Dummkopf oder Narr zu gelten“, und Walter Nigg gibt jene Interpretation, die der Wahrheit wohl am nächsten kommt, wenn er das widerliche Ungeziefer am Leib und in den Lumpen des Bettlers als „lebendiges Bußgewand“ deutet. Es handelt sich um einen Bußgürtel unkonventioneller Art, furchtbarer, als andere es sind. Nur in der Perspektive der Buße kann man es begreifen, dass er die Tierchen im Falle, dass sie sich zu entfernen drohten, sorgfältig in seine Finger nahm und wieder in seinen Ärmel setzte. In ähnlicher



Weise hatte die hl. Rosa von Lima (1586–1617) Freundschaft mit den sie quälenden Moskitos geschlossen. Kein Wunder, dass Benedikt Labre immer schwächer wurde. Einmal schaute ihm sein Beichtvater nach und dachte bei sich: „Er geht sterben, ein Märtyrer der Buße.“

Auf den Stufen einer Kirche befahl ihm tiefe Ohnmacht. Als man den Röchelnden aufhob, um ihn in das Haus eines Fleischers nebenan zu tragen, merkte man, dass er nur noch das Gewicht eines Kindes hatte. Dort, hinter der Türe des Metzgers, gab er auch am 16. April 1783 seine Seele dem Schöpfer zurück, ohne noch die Sterbesakramente empfangen zu haben. Die Kinder auf der Straße unterbrachen ihr Spiel und begannen lauthals zu rufen: „Der Heilige ist gestorben, der Heilige ist gestorben!“ Ein Strom von Menschen bewegte sich in den folgenden Tagen zu dessen Sarg, und seit der Bestattung des hl. Philipp Neri († 1595) hatte Rom kein derart triumphales Leichenbegängnis mehr gesehen wie jetzt. Beim Tode des französischen Bettlers erklärte ganz Rom ausnahmslos, „dass dieser Arme (...) ein Heiliger war“. So berichtete es Kardinal Bernis, der Botschafter Frankreichs, seiner Regierung nach Paris, und Madame Elisabeth, die Schwester Ludwig XVI., begann, ihn in ihren Gebeten als Fürsprecher anzurufen. Der Minister Vergennes hielt dafür, dass die Person des Verstorbenen es verdiente, „genauer untersucht zu werden“. Das hat dann auch die Kirche getan und Benedikt Joseph Labre am 8. Dezember 1881 heiliggesprochen.

Als André Bley, ein Maler aus Frankreich, 1777 Rom durchstreifte, um ein Modell für eine Christusdarstellung zu finden, wurde er auf den Bettler mit dem kleinen, roten Bart aufmerksam und porträtierte ihn. Ein anderer Künstler namens A. Cavallucci war von der Gebetshaltung Labres so ergriffen, dass er ihn ebenfalls porträtierte. Die Totenmaske aber lässt uns sein „wahres Antlitz“ (*vera effigies*) erkennen.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken ...“

Was Gott tut, hat stets Sinn, doch der Pfad, der uns aus unserer Ratlosigkeit hinausführen soll, ist nicht leicht zu finden. Natürlich kann man sich, im Sinne einer „Ersten-Hilfe-Leistung“, des Grundsatzes erinnern: *Admirandum, non imitandum*, die Heiligen sind nicht in allem und jedem nachzuahmen, doch ist damit noch nicht allzu viel gesagt. Gewiss wird man auch den Propheten Jesaja hören müssen, der Gott sprechen lässt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, eure Wege nicht meine Wege“ (Jes 55,8), was uns daran hindert, das göttliche Tun nach unserem eigenen Koordinatensystem zu messen. Der Hinweis auf jene Epoche der europäischen Geistesgeschichte, die

auch die unseres Heiligen war, wird vielleicht weiterführen können, trug sich doch dessen Leben im Zeitalter der Aufklärung, in der Zeit Voltaires und der Enzyklopädisten zu, deren „geschlossene“ Weltanschauung Labre einfach schonungslos sprengt. Die Systeme praktischer Lebensführung (und deren ideologischer Rechtfertigung) heute sind nicht weniger „geschlossen“ in ihrer Gottvergessenheit, ihrem ökonomischen Absolutismus und ihrer umfassenden Immanenz. War es verfehlt, dass sich Paulus als „Narr“ bezeichnete (vgl. 2 Kor 11,16–21) und manch andere als „Narren um Christi willen“ seinen Spuren folgten? Hinter der höchst unerfreulichen Fassade unseres französischen Heiligen verbarg sich höchst Erfreuliches und Kostbares: Der Friede einer Seele, der keine irdischen Quellen kannte, während es bei so manchem Zeitgenossen eher umgekehrt ist: Die Fassade glänzt und verbirgt doch nur Armseliges und Fragwürdiges. Nochmals: Man muss Benedikt Labre „sehen“, wie er regungslos und stundenlang vor dem eucharistischen Geheimnis verharrte. Dann öffnen sich wieder die Fenster zur göttlichen Transzendenz.

Literatur:

- Léon Aubineau: *Das wunderbare Leben des seligen Bettlers und Pilgers Benedikt Joseph Labre*. Mainz 1871.
- Reinhold Schneider: *Vor dem Grauen. Der Bettler von San Ignazio*. Paderborn 1962 (1. Aufl.: Colmar 1943).
- Wilhelm Schamoni: *Das wahre Gesicht der Heiligen*. München 41967, S. 262 f.
- Ferdinand Holböck: *Das Allerheiligste und die Heiligen. Eucharistische Heilige aus allen Jahrhunderten*. Stein a. Rhein 21986, S. 316–319.
- Wilhelm Schamoni, Karl Besler: *Charismatische Heilige. Besondere Gnadengaben bei Heiligen, nach Zeugenaussagen aus Heiligensprechungsprozessen*. Stein a. Rhein 1989, S. 89–94.
- Walter Nigg: *Des Pilgers Wiederkehr. Drei Variationen über ein Thema*. Zürich 1992, S. 85–125.

P. Ildelfons Fux OSB, Jg. 1939, von Geburt an überzeugter Wiener, 1964–1969 Hochschulassistent an der Kath.-Theol. Fakultät Wien, 1968 Dr. theol., 1969 Priesterweihe, Kaplansdienste in der Erzdiözese Wien, 1974 Eintritt in das Stift Göttweig, dortselbst dann Archivar und Bibliothekar, 1987–1995 Bischofsvikar für die Frauenorden der Erzdiözese Wien, 1993–1998 Leiter des Referates für Selig- und Heiligensprechungsverfahren in Wien, 2001–2007 Dozent für Spirituelle Theologie an der Phil.-Theol. Hochschule St. Pölten, ab 2003 Spiritual der Zisterzienserinnenabtei Marienfeld; wohnhaft in Maria Roggendorf.



Fragen und Antworten

Der Beitrag über Benedikt Joseph Labre zeigt, wie lohnend es sein kann, auch über unkonventionelle „Wege zum Heil“ nachzudenken. Er wirft aber auch – ganz abgesehen von den vom Zeitgeist jeweils unterschiedlich vorgegebenen Bewertungskriterien – essenzielle theologische Fragen auf.

Zaunkönig: Nach gängigem Verständnis besteht der Sinn der Heiligsprechung durch die katholische Kirche darin, den Heiligen als Vorbild darzustellen. Sie weisen überzeugend auf den Grundsatz *admirandum, non imitandum* hin – wir sollten jeden ernsthaft um Nachfolge Christi bemühten Menschen bewundern, müssen aber nicht jedes Detail seines Lebens für nachahmenswert halten. Worin aber besteht konkret die Heiligkeit unseres betenden und büßenden Bettlers, der offensichtlich nichts als sein eigenes Seelenheil im Sinn hatte, der nichts für andere tat, offensichtlich nicht einmal als Wanderprediger über die Liebe Gottes sprach, sondern seine Talente völlig verkümmern ließ, statt mit ihnen zu wuchern? Sie schreiben von der „Unzumutbarkeit für den Christen der Gegenwart“, aber wie konnte man in früherer Zeit das Gleichnis von den Talenten so total ausblenden?

I. Fux: Ich denke, dass sich diese Schwierigkeit dadurch beseitigen lässt, dass man im Lebenslauf dieses frommen Mannes das Exemplarische sucht, in dem alle Bemühungen aller Heiligen konvergieren: in der Liebe. Die Liebe der Heiligen zu Gott und konkret auch das Ja Labres zu Jesus Christus sind uns ein Vorbild, eine Liebe, an der auch unter den widrigsten Umständen festgehalten wurde und die zum Ausdruck brachte: Du bist es mir wert!

Zaunkönig: Von den drei Merkmalen großer Gottesliebe, die Labre selbst formuliert hat, scheint das erste, „ganz Liebe und Zärtlichkeit für Gott zu sein“, voll auf ihn zuzutreffen; von der „Güte zum Nächsten“ hat er aber als Bettler eher profitiert, als sie auszustrahlen (in diesem Zusammenhang scheint das Gleichnis von den Talenten maßgeblich, das eine aktive Anwendung unserer Fähigkeiten in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen einfordert). Und wenn Labre in seiner „harten Bußgesinnung gegen sich selbst“ seine Mitmenschen mit Flöhen, Läusen und Gestank belästigte, zeugte das nicht von Mitgefühl für die Nächsten; jede andere Art der Kasteiung (z. B. die Selbstgeißelung) wäre altruistischer gewesen.

I. Fux: Die Schwierigkeiten, die Sie ansprechen, scheinen in einer personal-individuellen Isolierung des Heiligen, losgelöst von der ekklesialen Dimension, zu liegen. Was die Heiligen in ihrem Gebets- und Opferleben, natürlich auch in ihren apostolischen Bemühungen tun, das tun sie immer „mit und für die Kirche“. Sie können sich ja nie von ihrer Einglie-

derung in das Gesamtgefüge der Kirche, vom Mystischen Leib Christi, verabschieden. Eine „Selbsteiligung“ im strengen Sinn des Wortes kann es gar nicht geben, das wäre ein zu verwerfender Egoismus. Der Heilige, der bemüht ist, Jesus Christus aus ganzem Herzen zu lieben, will das, was Jesus will und liebt die Kirche. Bei der Berufung auf die Talente muss man, so denke ich, eine verkürzende Auslegung meiden, denn es gibt natürlich auch das „Talent des Gebets“, und immer wird der Beter der Kirche und einzelnen Gliedern der Kirche Nutzen bringen. Und gewiss gibt es auch so etwas wie das „Talent des Leidens“, eine ausgeprägte Berufung zum Kreuztragen, aber auch dieses Talent ist als Hilfeleistung hingeordnet auf die Kirche mit ihrer Vielzahl von Gliedern, die in Not sind.

Zaunkönig: Sie sagen „Der Heilige will das, was Jesus will“, und Sie schreiben „Was Gott tut, hat stets Sinn“ – blenden Sie bei diesen Formulierungen nicht die Tatsache aus, dass hier auf Erden eben sehr oft das nicht geschieht, was Gott will (siehe den Beitrag von M. Petrowsky im *Zaunkönig* 1/2009 „Gottes Wille“ – *das große Missverständnis*), sondern dass das Böse geschieht, das Gott nicht will. Und steht das, was Jesus will, nicht ausreichend klar in den zehn Geboten und in der Bergpredigt; für eine Buße durch langsame Selbsterstörung des eigenen Körpers findet man keinerlei Rechtfertigung?

I. Fux: Sie haben recht – prägnante Formulierungen bergen immer die Gefahr in sich zu verkürzen. Die Frage nach der Zulassung des Bösen durch Gott ist der „harte Knochen“ der Theodizee. Mir scheint, es ist von der Schöpfungsanthropologie her zu denken, gemäß der Gott den Menschen als „Bild und Gleichnis“ schuf. Nun wissen wir, dass Gott nicht nur Liebe „hat“, sondern „durch und durch“ Liebe ist. Die Abbildhaftigkeit des Menschen liegt dementsprechend in seiner Berufung zur Liebe, und wenn Gott will, dass auch der Mensch einmal ganz Liebe ist wie er selbst, dann muss er auch die Freiheit des Menschen wollen – mit allen Risiken. Eine Liebe ohne Freiheit würde sich selbst abschaffen und unmöglich machen, das Ergebnis wären Marionetten (als welche wir ja von Behavioristen und Materialisten gerne gesehen werden ...). Ich denke, das käme einer Zerstörung des Liebesbegriffes gleich, wäre auch die Selbsterstörung jeder zwischenmenschlichen Liebe in der Ehe. Das moralisch Böse kann Gott nicht in sich und an und für sich wollen. Es wird von ihm „in Kauf genommen“ und zugelassen um der Freiheit der Liebe willen. Und in diesem Sinne sind natürlich auch Heilige, also die Einheit mit Gott immer suchende Menschen, nicht vor Irrtum gefeit.